# VII.

## Die Sozialdemokratie und das Eigentum.

Sehen wir zu, welcher Beurteilung Karl Marx in seinem berühmten Buche: Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie (ich zitiere die 4. Auflage, Hamburg bei Meißner 1890), die bis jetzt bestehende kapitalistische Produktionsweise unterzieht und welche Folgerungen sich für ihn daraus in Betreff des Eigentums ergeben. Ich halte es für unumgänglich nötig, den Leser mit den Hauptgedanken dieses wichtigen Buches, der heiligen Schrift der Sozialdemokraten, bekannt zu machen, vornehmlich mit den Grundlagen, auf welchen sich das System wissenschaftlich aufbaut. Marx erörtert zuerst, was Gebrauchswert und Tauschwert einer Sache ist, und wie sich beide von einander unterscheiden. Er weist nach, wie gewisse Gegenstände, die einen allgemeinen Gebrauchswert besitzen, allmählich unter ihren verschiedenen Besitzern ausgetauscht werden und bei diesem Übergang von einer Hand in die andere auf einmal noch einen andern Wert erhalten, eben den Tauschwert. Nicht alle Dinge, die Gebrauchswert haben, wurden ja von den Menschen gleich hoch geschätzt, taxiert, sondern es galt für selbstverständlich, daß man beim Austausche für ein gewisses Quantum von diesem Gegenstande unter Umständen ein dreifaches Quantum eines andern hergeben mußte. Auf dem Wege des Verkehrs entstand so allmählich ein fester Tauschwert für die verschiedenen Gebrauchsgegenstände, aus dem Produkt wurde die „Ware" und nachdem man eine bestimmte Ware, das Gold (oder Silber) als das allgemein giltige Maß angenommen hatte, auf welches man alle Tauschwerte zurückführte, entstand das „Geld" als Tauschmittel und Wertmesser zugleich, und die Ware erhielt nun als Ausdruck

ihres Tauschwertes den „Preis". Was bestimmt nun den Preis einer Ware? Marx erklärt ausdrücklich: Nichts anderes, als der Aufwand von Zeit, welche der Mensch bei normaler Thätigkeit zur Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes verwendet, also die Menge der in der Ware aufgespeicherten menschlichen Arbeitskraft. Der gewöhnliche Gang der Warenzirkulation ist nun der, daß jemand seine produzierte Ware um Geld verkauft, und mit diesem Gelde sich wieder Ware kauft, welche er zum Leben nötig hat. Bei diesem einfachen Austausch von Äquivalenten d. h. gleichwertigen Waren entsteht kein Mehrwert, denn die Zirkulation, der Warenaustausch schafft keinen Wert. Auf welche Weise kann denn nun ein Mehrwert entstehen? Ich muß augenscheinlich den Prozeß, die Formel Ware — Geld — Ware umkehren, ich muß Geld nehmen, damit Ware kaufen, und diese wieder teurer verkaufen. Auf welche Weise ist denn das nun möglich? Das ist das Problem des Kapitalisten, d. h. des Mannes, welcher sein vorrätiges Geld in Kapital verwandeln möchte. Kapital ist arbeitendes Geld, Geld, das sich vermehrt, das weiteres Geld erzeugt. Wenn ich mit meinem Geld eine Ware kaufe und dieselbe lasse, wie sie ist, dann kann ich sie auch nicht teurer verkaufen, dann werde ich im besten Falle beim Verkaufe wieder denselben Preis einnehmen, den ich ausgegeben habe. Da wäre es natürlich vernünftiger, das Geld ruhig liegen zu lassen. Ich muß also auf irgend welche Weise der Ware, die ich gekauft, einen höheren Wert verleihen, und zwar durch Bearbeitung. Der Kapitalist, der nicht selbst arbeiten, sondern sein Geld arbeiten lassen will, muß sich nun umsehen, ob er irgendwo Arbeitskraft findet, die er kaufen und so verwerten kann, daß für ihn dabei ein Nutzen, ein Mehrwert herausspringt. Und da es ja Leute genug gibt, die sonst gar nichts mehr besitzen, als ihre Arbeitskraft, so findet er an dieser Ware auf dem Arbeitsmarkt genug. Er verspricht ihnen, dafür so viel Geld, Arbeitslohn, zu geben, als sie bedürfen, um die verbrauchte Arbeitskraft wieder zu ersetzen, also das notwendige für Nahrung, Wohnung, Kleidung. Er schafft nun die sämtlichen Produktionsmittel herbei, sowie den Rohstoff, und läßt durch die gekaufte Arbeitskraft die Ware anfertigen. An welcher Stelle wird denn nun der Profit zu machen, der

Mehrwert zu erzielen sein? Dem Rohstoffe kann er nichts zusetzen, an den Produktionsmitteln ist auch nichts zu gewinnen, er muß den Preis derselben in der fertigen Ware einfach anrechnen, allein es wäre möglich, etwas zu gewinnen an der gekauften menschlichen Arbeitskraft. Nehmen wir an, der Arbeiter könne in dem Zeitraume von täglich sechs Stunden so viel produzieren, als er zum Ersatz seiner verbrauchten Arbeitskraft bedarf, und der Kapitalist ließe ihn auch nur sechs Stunden arbeiten, er zahlte ihm also den vollen Wert seiner verbrauchten Arbeitskraft, dann würde sich sein Geld überhaupt nicht vermehren, er erhielte beim Verkaufe der fertigen Ware keinen Heller mehr, als er vorher gehabt hat. Warum er sich aber eine so vergebliche Mühe machen sollte, wäre nicht abzusehen. Wenn er aber den Arbeiter statt der sechs Stunden, die er für sich, d. h. für seinen Unterhalt zu arbeiten hat, zwölf Stunden täglich beschäftigt, so erhält er sechs Stunden menschlicher Arbeit umsonst, so schafft der Arbeiter diese sechs Stunden für ihn, und diese für ihn verbrauchte Arbeitskraft, die sich natürlich im Preise der Ware ausdrückt, bildet seinen Gewinn. Machen wir uns das an einem Beispiele klar. Ein Kapitalist verwendet 100 Mark zur Fabrikation einer Ware; 60 Mark — diese nennt Marx das konstante Kapital — kosten ihn der Rohstoff, die Kohlen, der Verbrauch an Maschinen u. s. w., 40 Mark — diese nennt Marx variables Kapital — verwendet er als Arbeitslohn zum Ankaufe von Arbeitskraft. Er bezahlt damit aber dem Arbeiter nur sechs Arbeitsstunden, weitere sechs läßt er ihn täglich umsonst für sich arbeiten. Bestimmt er nun den Preis der fertigen Ware, so rechnet er erstens das konstante Kapital von 60 Mark, das ja in der Ware wieder vollständig erscheinen muß, dann das variable Kapital, 40 Mark für verbrauchte Arbeitskraft, welche er bezahlt hat, und weitere 40 Mark für verbrauchte Arbeitskraft, welche er nicht bezahlt hat, welche aber ebenfalls im Werte der fertigen Ware steckt. Er kann dieselbe also um 140 Mark absetzen und hat daran einen Gewinn von 40 Mark gemacht, um welche sich sein Kapital vermehrt. Der Mehrwert, den er erzielt hat durch die unbezahlte Arbeit, beläuft sich, da er ja das konstante Kapital von 60 Mark, welches in der Ware wieder vollständig erschien, nicht mitrechnen darf,

auf hundert Prozent. Selbst wenn es nun bei diesem Verhältnis bliebe, würde sich das Kapital durch fortwährende Erneuerung desselben Prozesses ins ungeheure vermehren. Allein es bleibt dabei nicht, nein, der Fabrikant sucht seinen Profit durch immer stärkere Ausbeutung des Arbeiters auf alle Weise zu vermehren. Er erhöht die Leistung desselben sowohl extensiv, indem er die Arbeitszeit verlängert, als intensiv, indem er ihn auf raffinierte Weise zwingt, mit vermehrter Kraftanstrengung seine Arbeit zu verrichten. Das geschieht ganz unbekümmert darum, ob eine solche Arbeitslast die Menschenkraft rasch zerstört; an Menschenleben liegt dem Kapitalisten gar nichts, der Arbeitsmarkt ist ja überfüllt, eine zahlreiche Reservearmee, die er vorsichtig nachzüchtet, steht bereit, die Lücken sofort auszufüllen. Oder er verkürzt dem Arbeiter so viel als möglich den Arbeitslohn, ohne zu fragen, ob dieser damit die verbrauchte Kraft ersetzen kann oder nicht; je mehr unbezahlte Arbeit dieser ihm liefert, um so höher sein Gewinn. Er sinnt Tag und Nacht eine Maschine anzuschaffen, zu deren Bedienung er nicht mehr die teure Arbeitskraft geschickter und starker Männer braucht. Er wirft den Mann rücksichtslos auf die Gasse und nimmt sich die billigere Frau, das Kind, deren Lebenskraft durch Überarbeitung bald vernichtet ist. Er trägt Sorge, daß der Arbeiter nie mehr erhält, als er zu seiner Lebenserhaltung bedarf, damit derselbe der Gewalt des Geldes vollständig verfallen bleibt und gezwungen ist, den größten Teil des Lebens umsonst für den Kapitalisten zu arbeiten, um diesen immer reicher zu machen.

---

Es ist ein erschütterndes, jeden Menschenfreund tief betrübendes Bild, das Karl Marx, gestützt auf die amtlichen Berichte englischer Fabrikinspektoren und Ärzte, von der unbarmherzigen Ausbeutung der Arbeiterwelt in England entwirft. Wir lesen mit Schaudern, wie jenesmal die Arbeitsräume beschaffen waren, in denen auch Frauen und Kinder Tag und Nacht verbringen mußten, wie viel Stunden Arbeitszeit man aus den Ärmsten, oft auf die raffinierteste Art, herauspreßte, wie erbärmlich dieselben wohnten, schliefen, sich nährten, wie man mit Kindern förmliche Sklavenmärkte abhielt, wie die Seuchen unter einer solchen Bevölkerung aufräumten, wie

kurz die durchschnittliche Lebensdauer des Arbeiters bei solcher Lebensweise war. Wir vernehmen mit Ingrimm, wie gewissen- und herzlose Fabrikanten sich mit allen Mitteln gegen die Schutzgesetze selbst für Frauen und Kinder wehrten, wie sie dieselben auf alle Weise zu umgehen suchten. Es läßt sich begreifen und entschuldigen, wenn das Herz des Schildernden unter solchen Umständen von Bitterkeit und Haß gegen den ganzen Fabrikanten- und Kapitalistenstand erfüllt wird, aber Haß macht auch blind, und ein Buch, das von Haß und Verachtung diktiert wurde, wie das Marx'sche, kann deshalb unmöglich ein objektives, ein gerechtes Urteil fällen, wie das von einer wissenschaftlichen Arbeit verlangt wird. Ist der Standpunkt des Beurteilers ein derartig einseitiger, so kann auch das Ergebnis seiner Thätigkeit nicht anders als einseitig ausfallen. Daß dies thatsächlich der Fall, werde ich später nachweisen.

Marx zeigt zuletzt, wie in dem jetzigen Staatswesen alle Einrichtungen, namentlich aber das Institut der Börse und die Aufnahme der Staatsanleihen, dazu beitragen müssen, das Kapital ins ungeheure zu vermehren, wie auf der andern Seite sowohl die Konkurrenz als die geschlossenen Vereinigungen der Kapitalisten dasselbe in immer weniger Händen vereinigen. Auf der einen Seite erblicken wir denn einige unmäßig Reiche, nichtsthuende Geldmänner, welche durch die den Arbeitern abgestohlene unbezahlte Arbeitskraft in Stand gesetzt sind, das Leben in ausgiebigster Weise zu genießen, und einen übermäßigen Luxus zu entwickeln, auf der andern Seite ein immer mehr anschwellendes Proletariat, das auf dem gewöhnlichen Wege aus dem Zustande der Entbehrung und Dürftigkeit beim besten Willen nicht herauskommen kann.

Was soll da helfen? Was fordert die ausgleichende Gerechtigkeit? Mit erbärmlichen Pfuschereien, mit allerlei unbedeutenden sog. Reformen ist gar nichts geholfen, die ganze bisherige Produktionsweise muß abgestellt werden, wir müssen eine völlig neue Wirtschaftsordnung erhalten, wenn man dem Übel an die Wurzel gehen, wenn man die Krankheit gründlich heilen will. Die Bourgeoisie, die Klasse der Besitzenden, welche ihr Vermögen ja doch nur mit Unrecht besitzt, muß expropriirt werden, sämtliche Produktionsmittel müssen in den Dienst der Gemeinschaft treten, alle

müssen gleichen Anteil am Lebensgenuß erhalten, alle haben gleiches Anrecht auf die Güter der Erde, auf das Lebensglück, das nach Ansicht der Materialisten lediglich im Genießen besteht. Aller Handel, alles Geld, alle Sinekuren, alle Pfründen, alle Rentner, alle Menschen, welche unnütze Arbeit verrichten, oder gar durch ihre Thätigkeit dem Ganzen schaden, wie z. B. Pfaffen, Juristen und dergleichen verschwinden mit einem Schlage vom Erdboden, dann steht dem allgemeinen Menschenglücke nichts mehr im Wege. Damit sind wir beim Kommunismus, als der Gesellschaftsordnung der Zukunft, angelangt.

---

Wie man sieht, fehlt es diesem Systeme nicht an Konsequenz und Scharfsinn. Sind wir nun genötigt, seinen Folgerungen rückhaltslos zuzustimmen? Oder hat dasselbe Mängel und Gebrechen? Worin bestehen sie? Wo werden wir sie entdecken, wenn solche vorhanden? Bei einer solchen folgerichtigen Denkarbeit kann der Irrtum, wenn er vorhanden, nur in der Grundlegung stecken; wer dieser zustimmt, der ist für immer in den Maschen einer zwingenden Dialektik gefangen, da heißt es: Wer A gesagt hat, der muß auch B sagen.

Dieses Fundament habe ich mir nun näher angesehen und auf seine Stichhaltigkeit geprüft. Meine Einwendungen gegen die wissenschaftlichen Aufstellungen des Marx'schen Buches fasse ich in folgende drei Punkte zusammen. Zum ersten erkläre ich seinen Wert- und Preisbegriff für falsch. Der Tauschwert eines Gegenstandes, wie er sich im Preise der Ware fixiert, hängt nach Marx lediglich davon ab, wie viele Mühe deren Herstellung gekostet hat, wie viel verbrauchte menschliche Arbeitskraft darin enthalten ist. Diese Behauptung wird — es ist das die Haltung des ganzen Buches — mit verblüffender Sicherheit aufgestellt, den Gegner weist der Verfasser mit einem verächtlichen, höhnischen Schimpfworte, nicht mit Gründen ab. Ohne Rücksicht darauf werfe ich die Frage auf: Was gehört dazu, um einer Sache in den Augen der Menschen einen Wert zu verleihen, so daß dieselbe als Ware in Zirkulation kommt und um einen bestimmt bald niederen bald hohen Preis ver- und gekauft wird? Meine Antwort

ist die: Soll eine Sache einen Tauschwert erhalten, so muß sie vor allem Gebrauchswert haben, das ist die erste Bedingung, das notwendigste Erfordernis. Wenn ich auf Herstellung einer nutzlosen Spielerei noch so viel Arbeit und Mühe verwende, so erhält dieselbe trotzdem nicht den geringsten Tauschwert, kein Vernünftiger wird für dieselbe auch nur einen Pfennig ausgeben. Hat einer durch jahrelange Arbeit einen harten Kieselstein so vortrefflich und gleichmäßig ausgehöhlt, daß durch die dünne Wand das Licht schimmert, ist damit eine Ware geschaffen, die Tauschwert besitzt? Wird ihm jemand die verbrauchte, in dem Kiesel aufgespeicherte Arbeitskraft vollständig bezahlen? Damit also etwas Tauschwert erhalte, muß es zuvor Gebrauchswert haben, und je größer dieser ist, je weniger das Produkt Luxusgegenstand ist, um so größer und sicherer ist sein Absatz. Der Preis einer Ware hängt aber außerdem davon ab, ob dieselbe, jenen Nutzen vorausgesetzt, sich selten oder häufig findet. Ein nützliches, zu gewissem Gebrauche unumgänglich notwendiges Metall, das sich aber, wie nachgewiesen ist, nur an wenigen Stellen der Erde vorfindet, hat höhern Tauschwert, einen höhern Preis als ein anderes, gleich nützliches, das aber an vielen Stellen vorkommt, obschon die Gewinnung beider Erze ganz dieselbe Arbeitskraft erfordert. Die Holländer wußten dies schon vor langer Zeit ganz genau, indem sie mit raffinierter Berechnung auf ihren Gewürzinseln ganze Pflanzungen vernichteten und die Ausfuhr von Ablegern kostbarer Gewürzpflanzen mit dem Tode bedrohten, nur um die betreffenden Gewürze recht selten zu machen und dadurch bei sehr hohem Preise zu erhalten. Endlich gehört dann zur Feststellung des Preises einer Ware allerdings auch der Anschlag der Mühe, die der Mensch auf ihre Herstellung verwendet hat, die Arbeitskraft, die in ihr steckt. Ja man darf zugestehen, der Umstand, ob ich viel oder wenig Zeit und Mühe zur Fertigstellung eines Produktes verwendet habe, das bildet den Hauptfaktor der Preisbildung. Aber durchaus nicht den einzigen; nein, wie ich eben nachgewiesen habe, wirken Gebrauchswert, Häufigkeit oder Seltenheit des Vorkommens und verwendete Mühe zusammen, um einer Ware in den Augen der Menschen gerade diesen bestimmten Preis zu geben.

Verhält sich dieses wirklich so, und nach meiner Ansicht kann

daran kein Zweifel bestehen, so gerät der Bau des Marx'schen Systems schon ziemlich ins Wanken. Dies wird offenkundig, wenn ich nun die weitere Frage zu beantworten suche: Auf welche Weise kann ich bei der Produktion einen Mehrwert erzielen, wie komme ich bei Herstellung und Verkauf einer Ware zu einem Gewinn? Richtet sich der Preis einer Ware nur nach der dabei verbrauchten Arbeitskraft, dann kann ich natürlich einen Gewinn auch nur an dieser Arbeitskraft machen, die ich in irgend welcher Weise umsonst für mich verwende, wie dies Marx aufstellt. Gehören aber zur Preisbildung einer Ware drei zusammenwirkende Faktoren, so gestaltet sich die Sache auf einmal ganz anders.

Ich kann nun meinem Produkte einen höhern Wert verleihen, so daß ich im Stande bin, es teurer als andere zu verkaufen, indem ich ihm auf irgend welche Weise, etwa durch eine von mir gemachte Erfindung einen höheren Gebrauchswert gebe. Je besser meine Ware, um so höher wird sie bezahlt. Die Güte des Produktes hängt aber durchaus nicht immer von der größeren Mühe ab, die man auf seine Herstellung verwendet. Setzen wir den Fall, es hätte einer auf chemischem Wege eine schwarze Farbe hergestellt, wie sie bis jetzt nicht vorhanden, die nicht schillert, nicht ausgeht und auch das Gewebe, mit dem sie verbunden wird, nicht angreift. Er schüttet nun den Inhalt eines Fläschchens, das der Farbe diese Eigenschaften verleiht, des Nachts in den Behälter, in dem man am folgenden Morgen die Wolle färbt, und seine Ware wird besser und folglich auch begehrter und teurer sein als sämtliche andere schlechter gefärbte, wenn man auch auf deren Herstellung ebensoviel, ja noch mehr Zeit und Mühe verwendet hat. Eine derartige Verbesserung des Produktes kann auf vielfältige Weise vor sich gehen und wird thatsächlich häufig vorgenommen. Sie geht sogar oft hervor lediglich durch Beschaffung einer besseren Maschine, die mir allerdings den höhern Preis nur so lange sichert, als ich sie allein, den andern voraus, besitze. Wenn es einem gelingt, eine Maschine zu konstruieren, welche die ganze Ware allein zu Stande bringt, so daß er zu ihrer Bedienung vielleicht nur einen Knaben braucht, dann besteht sein Gewinn an der Ware nicht etwa in dem Teile der Arbeitszeit, welche er diesen Knaben

umsonst für sich arbeiten läßt, sondern darin, daß seine Maschine diese Ware besser und billiger herstellt, als die seiner Konkurrenten, und daß er dafür dennoch einen höheren Preis erhält. Dies wird natürlich nur so lange der Fall sein, als er die Maschine für sich behält.

Damit komme ich zum zweiten Punkte, an welchem ich den Tauschwert einer Ware so erhöhen kann, daß für mich bei der Fabrikation ein Mehrwert, ein Gewinn herausspringt. Ich mache es möglich, und niemand darf mir das Recht dazu abstreiten, meine verbesserte Ware selten zu erhalten. Dies geschieht, indem ich die Herstellung als ein Geheimnis behandle, die Betretung meiner Arbeitsräume verbiete, oder indem ich meine Erfindung, meine Herstellungsweise durch Patente gegen jede unberechtigte Nachahmung schütze. Auf solche Weise erscheine ich mit meinem verbesserten, schöner, praktischer fabrizierten Artikel allein auf dem Markte, ich stehe da nicht unter dem Drucke der Konkurrenz, ich kann geradezu den Preis selbständig feststellen, um den ich verkaufen will und der mir unter Umständen einen hohen Gewinn sichert, ohne daß ich genötigt war, auch nur einen einzigen Arbeiter einen halben Tag umsonst für mich arbeiten zu lassen.

Der letzte, dritte Ort, wo ich den Tauschwert meiner Ware so erhöhen kann, daß mir ein Gewinn erwächst, ist, wie Marx richtig angibt, bei der Arbeitskraft. Ich lasse den Arbeiter, den ich bezahle, eine gewisse Zeit des Tages für mich arbeiten und erziele aus dieser für mich geleisteten Arbeit, — welche zu verlangen der Fabrikant, wie ich nachweisen werde, bis zu einer gewissen Grenze das volle Recht hat — indem ich sie auf mein Produkt anrechne, meinen Gewinn. Ich kenne eine ziemliche Anzahl von Fabriken, aber meines Wissens ist keine einzige darunter, bei welcher der Gewinn ganz allein in der letztgenannten Weise erzielt wird. Im Gegenteil, der größte Profit springt immer durch den Besitz von Erfindungen, Geheimnissen, Patenten heraus. Ja es gibt Fabriken, die nur dadurch prosperieren, daß sie zuerst die alten Maschinen wegwerfen und die verbesserten aufstellen, um dadurch so lange einen höheren Gewinn zu erzielen, bis der Konkurrent nachgehinkt ist. So viel steht jetzt schon fest, daß durchaus nicht aller Gewinn ledig-

lich dadurch zu Stande kommt, daß der Kapitalist den Arbeiter eine Zeit lang umsonst für sich arbeiten läßt. Bald wirken hiezu drei Faktoren zusammen, Bessergestaltung und Seltenhaltung der Ware mit jenem Teile der Arbeitskraft, die der Arbeiter für den Fabrikanten verbraucht, bald ist es eine Kombination von zweien dieser Momente, endlich aber auch die Anwendung eines einzigen dieser Mittel, welches die Herstellung von Mehrwert ermöglicht. Ich kenne Fabriken mit kürzerer Arbeitszeit, welche einen größeren Gewinn abwerfen, als gleich große Geschäfte, die denselben Artikel produzieren und bei denen längere Arbeitszeit eingeführt ist.

Wie wäre es nun, wenn der Fabrikant das Recht hätte, die von ihm gekaufte Arbeitskraft auch eine gewisse Zeit für sich zu verwenden? Dies ist der zweite Punkt, wo ich den Auseinandersetzungen von Karl Marx entgegentreten muß. Ich frage also: Ist es wirklich eine Ungerechtigkeit, ein Diebstahl, wenn der Kapitalist den Arbeiter einen Teil des Tages für sich arbeiten läßt? Man kann mit dem Genannten in der Verurteilung der Ausschreitungen des Kapitals, der Habgier und Hartherzigkeit so mancher englischer Fabrikanten vollständig einverstanden sein — und ich bin es — allein was wahr ist, muß deswegen doch wahr, was recht ist, recht bleiben. Das Bild, welches Marx von dem englischen Fabrikantenstand entwirft, ist zweifellos ein durch Haß entstelltes und verzerrtes. Nach seiner Darstellung ist oder war jeder englische Fabrikant ein verächtliches Subjekt, ein niederträchtiges Individuum, das nichts kann, nichts weiß und nichts thut, ein roher, höchstens halbgebildeter, meistens sehr unwissender Mensch, der bloß Geld besitzt und dieses Kapital mit brutaler Rücksichtslosigkeit für sich arbeiten läßt. Er stellt sich einen Direktor an, welcher etwas versteht, er lebt lediglich dem Sinnengenuß, er fordert durch sein Wesen und Auftreten geradezu den Haß und Neid seiner Arbeiter heraus.

Ich frage einfach: Kann diese Schilderung richtig sein? Wird sie auf den ganzen Stand passen? Können Fabriken prosperieren, die sich in solchen Händen befinden? Mag das glauben, wer will, ich nun und nimmermehr. Geldgierig, gefühllos, das mag wohl sein, aber daß der ganze Stand aus unwissenden, trägen Menschen,

aus schlechten Geschäftsleuten bestanden habe, ist einfach unmöglich. Wäre die englische Industrie unter solcher Leitung zu ihrer erstaunlichen Leistungsfähigkeit und Vollkommenheit gelangt? Ich kenne die englischen Fabrikanten nicht, aber ziemlich viele deutsche, und zwar seit geraumer Zeit. Da muß ich sagen, die allermeisten sind gebildete, überaus thätige, um ihr Geschäft bekümmerte, fachkundige Männer, welche ohne Zweifel mehr und angestrengter arbeiten, als irgend einer ihrer Arbeiter. Viele von ihnen haben auf höheren Schulen wissenschaftliche Fachstudien gemacht, und man weiß, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf hinausgeht, durch Verbesserungen aller Art den Wert und Preis ihres Produktes zu erhöhen. Die Wenigen, die nicht so waren und handelten, die spazieren gingen oder dem Vergnügen nachliefen, ihr Geschäft aber andern überließen, haben ohne Ausnahme Bankrott gemacht. Verhielt sich das in Deutschland also, wird es nicht in England ebenso oder doch ähnlich sein und gewesen sein?

Und die Hand aufs Herz! Welcher Besitzer von Geld wird wohl fabrizieren ohne Verlangen nach Gewinn? Welcher Mensch hat denn die Pflicht, sein Kapital umsonst für die schönen Augen des Arbeiters hinzugeben? Welches Risiko hat er selbst dann, wenn er dasselbe hingibt in der Absicht, einen Gewinn zu erzielen? Ein Risiko, von dem der Arbeiter nichts weiß, das ihn auch nicht kümmert, das ihm auch keine schlaflosen Nächte macht. Welche Sorge um den richtigen Einkauf der Rohstoffe, und dann wieder um den richtigen Absatz! Welche Konjunkturen können inzwischen eintreten? Welche Schärfe der Kalkulation ist nötig, um bei der gewaltigen Konkurrenz bestehen zu können! Und doch bei aller Vorsicht treten unvorhergesehene Fälle, unabwendbare Krisen ein, welche den fleißigsten, tüchtigsten, weitsichtigsten Fabrikanten zu Grunde richten. Weint ihm auch nur ein einziger Arbeiter in solchem Falle eine einzige Thräne nach? Muß er nicht immer rechtzeitig für den Lohn des Arbeiters sorgen, ohne daß er noch sicher weiß, ob und wie es ihm gelingen wird, seine Ware abzusetzen und wieder zu seinem Gelde zu kommen? Und alles das soll geschehen ohne einen gewissen Ersatz, ohne einen wohlberechtigten Anspruch des Fabrikanten auch an seinen Arbeiter? Wie schon gesagt — und ich verlange Glauben für mich — ich verurteile die Aus-

schreitungen des Kapitals, die Hartherzigkeit und Habgier vieler Kapitalisten ebenso hart, wie Marx, allein sollte ein Fabrikant nicht das Recht haben, zu verlangen, daß sein Arbeiter eine gewisse — allerdings beschränkte — Zeit des Tages auch für ihn arbeite, damit ihm für seine geistige Anstrengung, für sein Risiko eine entsprechende Entschädigung in der Gestalt eines anständigen Gewinnes werde? Bezahlt man denn sonst einen Feldherrn, wie einen gemeinen Soldaten? Ist nicht ein genialer Führer ebensoviel, ja manchmal mehr wert, als eine Armee? Gleicht ein richtiger, tüchtiger Fabrikant nicht in vielen Stücken einem Feldherrn, indem auch er alles vorhersehen, alles übersehen, allem Schlimmen rechtzeitig begegnen muß? Hängt das Gedeihen eines Geschäftes nicht weit mehr von einer umsichtigen Leitung, als von der Leistung der Arbeiter ab? Und soll der geistige Leiter einer großen Fabrik für seine Mühe nicht mehr beanspruchen dürfen, als der gewöhnliche Arbeiter, der sein engbegrenztes Tagewerk verrichtet, ohne sich um das Ganze nur im Geringsten zu kümmern? Sein Gewinn, den er macht, ist in gewissem Sinne sein Arbeitslohn, den er mit Recht verdient hat. Wie hoch die tüchtige Leitung eines Geschäftes anzuschlagen ist, sieht man aus dem Gehalte, den eine Gesellschaft gewöhnlich bietet, um einen ausgezeichneten Direktor zu erhalten, ein Gehalt, der in manchem Jahre höher ist, als ihr Gewinn. Wenn nun ein Fabrikant selbst den Direktor macht, sollte er nicht berechtigten Anspruch haben auf einen Gewinn, der einem Direktorsgehalt entspricht?

Ich komme nun zu dem dritten Punkte, in welchem ich ebenfalls genötigt bin, den Aufstellungen von Karl Marx entgegenzutreten. Zugegeben, daß die zügellose, excessive Kapitalswirtschaft verderblich wirkt, daß das Kapital, sich selbst überlassen, zuletzt alles Geld an sich ziehen und die Kluft zwischen Arm und Reich immer mehr erweitern würde, muß man deswegen gleich das Kind mit dem Bade ausschütten? Kann man denn das Kapital nicht in solche staatliche Schranken leiten, daß es seinen unbestreitbaren Nutzen behält, seine schädlichen Wirkungen verliert? Gelingt es nicht häufig, den reißenden Bergstrom, der regelmäßig das schöne weite Thal überschwemmt und verheert, so einzudämmen und zu leiten, daß er schließlich nur noch Segen stiftet? Man darf nie ver-

gessen, wo Karl Marx seine Beobachtungen gemacht hat. In England, und der Engländer ist ja bekanntlich ein besonders egoistischer und habgieriger Mensch, der nie genug kriegen kann und alles allein für sich haben möchte. In England hat man ja jenen Nachtwächterstaat vor sich, der sich ängstlich hütet, die individuelle Freiheit irgendwie anzutasten, der unter der unverletzlichen Freiheit seines Bürgers auch das Recht versteht, sich und die Seinigen zu schädigen, sich tot zu arbeiten, tot zu hungern. Der Arbeiter ist ihm der freie Mann, der frei seinen Lohn- und Arbeitsvertrag mit dem Kapitalisten abschließt, und in solche Privatverhältnisse hat sich nach englischer Anschauung der Staat nicht zu mischen. In keinem Lande der Welt hätte man jenen menschenverderbenden Orgien der Habsucht so lange ruhig zugesehen, wie dies in England geschah. Namentlich in Preußen hat der König sowie die Regierung ihre Pflicht und die Aufgabe des Staates immer anders aufgefaßt. Und selbst in England sah man sich nach langem Sträuben endlich genötigt, von Staatswegen einzugreifen, selbst dort kam es zu einer gesetzlichen Regelung der sozialen Verhältnisse, welche, wie Marx selbst zugeben muß, infolgedessen schon weit besser geworden sind. Ebenso ist man auch in Deutschland rasch und kräftig vorangegangen und hat in staunenswert kurzer Zeit eine Reihe von vortrefflichen Gesetzen zu Gunsten der Arbeiter erlassen, welche jetzt schon eine wohlthätige Wirkung üben, dann aber noch segensreicher wirken werden, wenn sie einmal zu ihrer vollständigen Wirkung gelangt sind. Der Staat wird sich dabei nicht begnügen, er wird sicher noch weitere Mittel finden, dem Kapitale Schranken zu ziehen, demselben weitere Opfer zum Wohle des Ganzen zuzumuten, jedem fleißigen Arbeiter eine befriedigende, anständige Existenz zu verschaffen.

Soweit ich sehe, und es fehlt in meiner Umgebung nicht an Fabrikbevölkerung, befinden sich jetzt viele Arbeiterfamilien in größerem Wohlstande als früher, wo sie in armseligen Walddörfern als Holzhauer und Holzfrevler ein armseliges Dasein fristeteten. Ich darf wohl behaupten, daß manche Arbeiterfamilie besser und reichlicher lebt, als der deutsche Mittelbauer. Wenn ja die Fabrikanten wirklich dem Arbeiter gar nichts ließen, als den allerdürftigsten Tagelohn, der kaum genügt, den Lebensunterhalt zu bestreiten, woher

kämen die Hunderttausende, welche für Arbeitseinstellungen gebraucht werden? Wie könnte man dem Arbeiter so viele Opfer für Parteizwecke, Zeitungen u. s. w. zumuten? Es muß immer noch etwas Rahm abzuschöpfen sein, sonst könnten viele Agitatoren, worunter gar mancher verkommene Geistesproletarier und verdorbene Geschäftsmann, nicht so flott und ausgiebig ihr Unwesen treiben, indem sie den ehrlichen, fleißigen aber kritiklosen Arbeiter ausbeuten und hinters Licht führen.

Wenn es dann auf dem sozialen Gebiete vorwärts geht und sichtlich besser wird, warum zu den radikalsten Mitteln greifen, warum alles Bestehende vernichten und zertreten, und dann erst noch einen gewagten, gefährlichen Sprung ins Ungewisse, ins Dunkle machen? Die meisten der Leute, welche so leichtfertig von der Vernichtung des Kapitals, von der Abschaffung des Privateigentums reden, wissen gar nicht, was sie sagen, sie bedenken gar nicht, was alles im Leben auf beiden ruht. Und gehört der Kommunismus, welcher auch einmal alles ändern und allgemeines Glück schaffen soll, nicht einer überwundenen Stufe menschlicher Kultur, der überlebten Zeit der Horde, der Barbarei an? Wohin will uns eine solche Reaktion bringen, wie nie eine zweite, seit die Welt steht, beabsichtigt war? Wie sieht es dort aus, wo noch von alten Zeiten her ein Rest von Gemeineigentum besteht? Was ist aus den Versuchen, einen solchen Zustand wieder herzustellen, geworden? Alles, was wir da wahrnehmen, lockt wahrlich den Vernünftigen nicht zur Nachahmung. Sehen wir ab von dem Liebeskommunismus der Klöster, welcher nur von einem Geiste ermöglicht wird, den die Sozialdemokratie verabscheut, was ist denn aus den Phalansterien, aus den Gemeinschaften St. Simons geworden? Wie lange haben denn jene kommunistischen Gesellschaften, welche man ziemlich oft in Amerika ins Leben rief, existiert? Wie haben sie prosperiert? Alle sind sie zu Grunde gegangen und zwar an den Menschen und ihren Fehlern. Oder wie urteilen Kenner über die kommunistische Ackerwirtschaft in russischen Dörfern? Sind jene Felder sorgfältiger, praktischer bestellt, als die unsrigen, ertragen sie mehr, oder ist nicht gerade das Gegenteil der Fall, und zwar aus guten Gründen? Und wenn solche kleine, lenkbare Gemeinschaften nicht bestehen können, nicht gedeihen, wie soll das mit einem Haufen

von 50 Millionen Menschen der Fall sein, namentlich wenn alles staatliche Regiment, wie dies die Sozialdemokratie ihren Anhängern verheißt, aufgehört haben wird?

Meine Ansicht geht dahin — und sie wird von einer großen Anzahl ruhig erwägender, sachlich urteilender Männer geteilt — die Lage der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sei durchaus keine verzweifelte, keine hoffnungslose, keine sittlich verfaulte, keine rettungslos dem Untergang verfallene, im Gegenteil, dieselbe könne bei gutem Willen der Beteiligten derartig reformiert werden, daß die größten jetzt beklagten Schäden wegfallen müssen. Wo aber eine Reform möglich ist, wenigstens mit allem Ernst und durchgreifender Energie versucht werden muß, wäre eine Revolution, namentlich eine solche, wie man sie von sozialdemokratischer Seite beabsichtigt, das größte Verbrechen an der Menschheit. Hören wir, wie Schäffle in seiner neuesten Schrift: Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie 4. Aufl. 1891. S. 78 von der Notwendigkeit und dem Nutzen des Kapitals urteilt: „Das Kapital nimmt dem Gemeinwesen die Organisation und Leitung der Produktionsanstalten ab, verbürgt unter eigener und ausschließender Verantwortlichkeit mit seiner ganzen materiellen Existenz die Wirtschaftlichkeit der Produktion und des Umlaufes der Güter, es sinnt auf die möglichst wohlfeile wie auf die höchst gebrauchswerte Güterhervorbringung; es klassiert die dienenden Arbeitskräfte, diszipliniert und kontrolliert sie; es trägt die Verluste aus der Umbildung der Technik und aus den Preisstürzen ungünstiger Konjunktur; es bestreitet Löhne, Vorauslagen, Steuern u. s. w. vorschußweise, es wickelt den ungeheuer verschlungenen Prozeß der Erzeugung, Ortsveränderung, Veräußerung und Einkommenszuteilung der Güter in verhältnismäßig einfacher, die andern Sozialfunktionen wenig störenden Weise ab." Wie man nun die Auswüchse eines schrankenlosen Kapitalismus beseitigen kann, wie der Giftbaum der Börse beschnitten, die Übermacht des Geldes gebrochen werden soll, wie es möglich ist, diesen Mächten ihre schädliche Wirksamkeit zu nehmen, ihren Nutzen für die Gesellschaft zu belassen, wie man die Staatslasten richtiger verteilen, das bedrohliche Anwachsen einerseits des Reichtums, anderseits des Proletariats durch Kräftigung, ja Herstellung eines wohlhabenden Mittelstandes verhindern muß, dafür

ins Einzelne gehende Vorschläge zu machen, muß ich den Fachmännern überlassen, die ja damit in keiner Weise zurückhalten. Davon aber bin ich fest überzeugt, daß es solche Mittel gibt, daß man sie findet, wenn man sie finden will, daß man sie durchsetzen kann, wenn man den festen Willen dazu besitzt.

Ich beschränke mich hier auf einige Vorschläge, welche mir besonders wichtig und geeignet erscheinen, die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Reich und Arm auszufüllen, den Arbeiter in eine Lage zu versetzen, in welcher er menschenwürdig leben und sich glücklich fühlen kann. Nach meiner Beobachtung muß vor allem das persönliche Verhältnis zwischen dem Fabrikanten und Arbeiter ein anderes, ein besseres werden. Wenn beide Klassen sich einmal organisiert haben, einander achtunggebietend gegenüber stehen und als gleichberechtigt miteinander verhandeln, wird es bei uns wohl auch dahin kommen, wo man in Amerika und England jetzt schon ist, daß man sich beiderseits mit Höflichkeit und Hochachtung begegnet und sich gegenseitig als zusammengehörige Glieder des gleichen Berufes betrachtet und behandelt, von denen eines dem Staatswesen so nützlich und nötig ist, wie das andere. Nach christlicher Anschauung soll überhaupt der Maßstab der öffentlichen Achtung eines Menschen nicht die Größe des Geldsackes, sondern des Nutzens sein, den derselbe dem Ganzen bringt.

Ebenso notwendig erscheint es mir, endlich einmal mit größter Energie für gesunde, anständige Wohnungen der Arbeiter Sorge zu tragen, in denen sie sich wohl und behaglich fühlen können. Damit wird vor allem der Familiensinn, das Familienleben wieder gehoben und zu Ehren gebracht, dem leib- und geisttötenden Kneipenleben ein Ende bereitet. Ich erkläre geradeheraus, daß nach meiner Meinung die elenden Wohnungen in den Arbeiterkasernen der Großstädte und der erzwungene Aufenthalt in den Wirtshäusern mehr Arbeiter in die Arme der Sozialdemokratie getrieben hat, als die Frage des Lohns. Besitzt der Arbeiter wieder ein trauliches Heim, einen wohnlichen, luftigen, warmen Aufenthalt, so kehrt er froh von der Arbeit in den Schoß seiner Familie zurück, dann weilt er gerne zu Hause bei der emsig waltenden Hausfrau, welche durch ein Gesetz wieder vollständig dem Hause zurückgegeben werden sollte, bei seinen Kindern, an deren Gedeihen

er seine Freude und Hoffnung hat. Wenn ihm so ein Haus und ein richtiges Familienleben geboten werden, in denen er sich glücklich fühlen kann, dann wird der Maximalarbeitstag, der ja auch einmal kommen muß, um so segensreicher wirken, denn der Arbeiter weiß dann, wo er die gewonnene Erholungszeit am liebsten und besten verbringt.

Wenn aber gar das Häuschen etwa mit einem Gärtchen sein eigen werden könnte, wenn es möglich wäre, ihn zum Eigentümer zu machen, was mir nicht unmöglich scheint, dann würde ein solcher Mann sicher nichts mehr wissen wollen von den Luftschlössern sozialdemokratischer Agitatoren, die ihm den Ehestand zerreißen, die Kinder wegnehmen, sein erspartes, wohlverdientes Eigentum, an dem er seine Freude hat, rauben möchten. Ihm wird dann vernünftiger Weise eine Taube in der Hand lieber sein, als zwölf auf dem Dache, zumal wenn dies nicht einmal Tauben sind. In der Fabrikstadt, in welcher ich wohne, ist es durch die Gunst besonderer Verhältnisse vielen fleißigen Arbeitern möglich geworden, Besitzer eigner Häuschen zu werden, so daß es daselbst eigentliche Arbeiterkasernen gar nicht gibt, und ich schreibe es ganz besonders diesem Umstande zu, daß die Sozialdemokratie an diesem Orte bis jetzt einen der großen Arbeiterzahl entsprechenden Einfluß nicht erlangt hat.

Allen denen, welche so leichthin von der Abschaffung des Privateigentums reden und davon alles Heil für die Menschheit erwarten, möchte ich begreiflich machen, worin dasselbe begründet und zwar so fest begründet ist, daß es mit der wachsenden Kultur notwendig erscheinen mußte, daß mit seiner Vernichtung der Menschheit ein kostbarer Schatz vernichtet würde, daß es auch nach seiner gewaltsamen Abschaffung mit elementarer Gewalt wiederkäme und seine Notwendigkeit handgreiflich beweisen würde.

Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß jedem der durch nützliche Anstrengung etwas verdient hat, dieser Verdienst — wenigstens im Großen und Ganzen — auch zu Teil werde. Jedem das Seine, dem Verdienst seine Krone! Aber erhält denn der Arbeiter, könnte jemand einwerfen, denn auch alles, was er durch seine Tagesleistung in der Fabrik verdient hat? Ich habe nachgewiesen, warum dem Fabrikbesitzer und Leiter ein größerer

Anteil an dem Geschäftserträgnis gebührt, als dem gewöhnlichen Arbeiter, und warum dieser eine gewisse Zeit für das Ganze arbeiten muß, ich habe erklärt, daß ich eine habgierige Ausbeutung des Arbeiters in dieser Hinsicht nicht billige. Aber muß der Fabrikant, wie jeder andere Bürger, nicht auch eine zeitlang arbeiten für die Gesamtheit, muß nicht jeder einen Teil seines Verdienstes in Form der Steuer abgeben an den Staat? Muß im sozialdemokratischen Gemeinwesen nicht auch der Fleißige — und zwar ungerechter Weise — arbeiten für den Faulen, der Gescheidte für den Dummen, der Geschickte für den Ungeschickten? Oder — um mich des sozialdemokratischen Jargons zu bedienen — beutet dort nicht die Dummheit den Verstand, die Trägheit den Fleiß aus?

Bebel sagt einmal in seinem Buche „Die Frau", jeder Trieb in der Menschenbrust sei gut, und müsse befriedigt werden. Gibt es nicht auch einen Erwerbstrieb? Muß man den nicht auch befriedigen? Ist es gerecht, denselben mit Gewalt zu unterdrücken? Liegt darin nicht ein kräftiger Sporn zur Anstrengung, zur tüchtigen Arbeitsleistung, wenn ich mit Augen sehe, wie ich dadurch vorwärts komme, wenn ich das Ergebnis meiner Leistungen in meiner Hand halte? Befriedigt es nicht mit Recht den tüchtigen Menschen, wenn er sich durch eigene Kraft über die Mittelmäßigkeit und Armseligkeit emporgearbeitet hat? Findet es nicht jeder billig Denkende in der Ordnung, daß es dem Fleißigen besser geht, als dem Faulenzer, daß der tüchtige, ehrenwerte Mensch höher geachtet wird, als der unbrauchbare Wicht und thatlose Schwätzer? Ist es nicht ein freudiges Gefühl, wenn der fleißige Mann zum ersten Male im eignen Häuschen sitzt und sich sagt: Klein, aber mein? Wenn er zum ersten Male im eigenen Gärtchen geht, und eine innere Stimme ihm zuruft: Das gehört nun dein, es ist das Ergebnis deines Fleißes, deiner Sparsamkeit? Wer das schon empfunden hat, der wird gestehen, es sei das eine glückliche Stunde in seinem Leben gewesen, und jeder gibt gerne zu, ein solches Gefühl der Befriedigung, eines gewissen Stolzes sei ein wohlberechtigtes.

Schließlich komme ich nun zu dem Hauptgrunde, warum das Privateigentum notwendig und darum eigentlich unzerstörbar ist. Auf ihm ruht die menschliche Individualität, die richtige Entwickelung der Persönlichkeit. Es ist die Hülle, in welcher sich

die Individualität frei und schön entfalten, das Fundament, auf dem sie sich sicher ausgestalten kann. Die einzigartige Beanlagung des Menschen ist eine zarte Pflanze, die freie Luft und einen wohlgeschützten Raum zu ihrer Entwickelung haben muß, damit sie nicht von andern Gewächsen erdrückt und erstickt wird. Sie muß einen ihr eigentümlich gehörigen, für jeden andern unantastbaren Ort haben, wo sie in ihrer Weise wirksam werden, entsprechend ihrer Gabe auf die übrigen Menschen und die Natur einwirken, sich als Charakter auswachsen, als Original ausbilden kann. Die Individualität muß sagen können: So will ich mich kleiden, so will ich wohnen, so will ich mein Haus bauen, meine Zimmer einrichten, so will ich essen und so schlafen, wenn ich nicht verkrüppeln und verkümmern soll. Sie muß einen bestimmten, ihr gesicherten Raum haben, von dem aus sie ihre originelle Thätigkeit entfaltet, wo sie an ihrem Teile mithilft, die Natur durch Geisteskraft zu überwinden und zu beherrschen. Unter der Horde, bei den Besitzlosen, in unsern dichtgefüllten Städten, wo einer den andern schier erdrückt, im sozialdemokratischen Zukunftsstaate gedeiht der Charakter nicht, da entwickelt sich kein Original! Der Maler flieht die verwaschenen, ausdruckslosen, immer gleichen Gesichter und Gestalten der Städte! Er sucht Originale, und diese findet er nicht in der Mietkaserne, nicht im Stübchen des mit Sorge um das tägliche Brot ringenden Arbeiters, noch weniger dort, wo allen alles, dem einzelnen nichts mehr gehört. Er flieht hinaus auf das Land, zu dem Bauernstand! Da wo noch Raum ist zur freien Entwickelung des Menschen, wo er sich nach allen Seiten hin gesund auswachsen kann, wo sich noch eigner Boden findet, in dem der Mensch wurzelt und der ihm Kraft gibt, da treten ihm Kraftgestalten entgegen, wie jener Hofschulze in Immermanns Münchhausen, da entdeckt er urwüchsige Originale, ausgeprägte Gesichter, kräftige, selbstbewußte Gestalten, und eine kleidsame, malerische Volkstracht, weit entfernt von dem bezeichnenden monotonen Grau der städtischen Bevölkerung. Gib also jedem Menschen Eigenthum, so wirst du ihm tausendmal mehr nützen, als wenn du einem jeden alles nimmst, was er hat. Ein entwurzelter Mensch ist und bleibt ein Jammerbild; in seinem Eigentum, seinem Grund und Boden, seiner Heimat, seinem häuslichen Herde,

seinem Vaterlande, mit denen er verwachsen sein soll, liegen die Wurzeln menschlicher Kraft. So viel steht fest: Der Kommunismus kann vorübergehend mit brutaler Gewalt das Privateigentum vernichten, die Individualität unterdrücken, aber mit gewaltiger Elastizität wird sich dieselbe wieder mächtig erheben und den Tyrannen zu Boden werfen.

Hier ist wohl der geeignetste Ort, einen Blick auf die Geschichte des Eigentums zu werfen. Die Geschichte gibt uns keine Auskunft, wann, wo, wie das Privateigentum entstanden ist. Wir müssen darüber die vorgeschichtliche Zeit befragen, und ihre Antwort fällt dürftig genug aus. Es ist ja gewiß eine verdienstliche Arbeit, wenn einzelne Forscher zusammenstellen, was aus jenen Tagen in den Schriften der ältesten Geschichtsschreiber als dunkle, sagenhafte Erinnerung aufbewahrt ist, was sich etwa aus uralten religiösen Formeln und Gebräuchen sicheres schließen läßt, oder wenn man die Verhältnisse und Zustände von Volksstämmen prüft, die auf sehr tiefer Kulturstufe stehen, vielleicht auch verkommen sind. Aber was soll man zu der Keckheit sagen, wenn man daraus nun eine Geschichte der Urgeschichte der Menschheit konstruieren will? Und „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun". Es gibt ja immer Nachtreter, flachköpfige, spekulative Gesellen, welche die Ideen der Großen benutzen, verarbeiten, breitschlagen, der großen Masse vorkauen und schmackhaft machen, zu ihren Zwecken tendenziös verarbeiten. Was bei jenen Vermutung war, wird bei diesen unumstößliche Gewißheit. Solcher Taglöhner gibt es in der materialistischen Wissenschaft genug und übergenug; sie wissen ganz genau, wie es in Zeiten aussah und herging, von denen kein andrer Mensch etwas zuverlässiges weiß, es wird nach Bedürfnis Geschichte gemacht.

Wie ich nach reiflicher Prüfung die Sache ansehe, erscheint es mir wahrscheinlich, daß der Privatbesitz von allem Anfange an schon unter den Menschen, allerdings neben dem Gemeinbesitz bestand. Wer sich einen Stock, eine Keule, eine Schleuder, ein primitives Werkzeug verfertigte, sah sich wohl mit Recht als den Besitzer desselben an, ebenso auch des Wildes, welches er damit erlegte, oder des Tieres, das er zähmte. Wohnung, Boden, Heerden mögen wohl zuerst Gemeinbesitz der Familie, des Stammes

gewesen sein. Das Privateigentum des Einzelnen ging vermutlich mit ihm unter, da er noch keine ihm sicher zugehörende Kinder besaß, denen er es vererben konnte. Man hat wohl, wie das heute noch da und dort bei Wilden geschieht, dem Verstorbenen dies sein Privateigentum mit in das Grab gegeben. Diese Zustände änderten sich aber sicher mit der wachsenden Kultur, der zunehmenden Zivilisation. Sobald sich die Individualitäten von Mann und Weib herausbildeten und in Folge dessen so schieden, daß der bestimmte Mann in der bestimmten Frau seine Ergänzung suchen und finden konnte, sobald entstand die Monogamie. Nun kam das Vaterrecht, nun kamen legitime Kinder, denen der Vater sein Eigentum vererben konnte, nun gewann ohne Zweifel das Privateigentum bei zivilisierten Völkern rasch die Oberhand über den Gemeinbesitz. Aber Monogamie und Privateigentum bedeuten keinen Rückschritt, wie die Materialisten wollen, sondern einen gewaltigen Ruck nach vorwärts. Nur dort, wo beide eingeführt wurden, hat sich im Altertum eine wirkliche Zivilisation entwickelt; Weibergemeinschaft und Gütergemeinschaft waren von jeher untrügliche Zeichen der Barbarei.

Mit welchen Augen sieht denn nun ein Christ seinen Besitz an? Als den wahren, wirklichen Eigentümer der Welt und ihres gesamten Inhaltes betrachtet er Gott, der nach seiner Weisheit die irdischen Güter verschiedentlich austeilt, dem Dummen manchmal viel und dem Gescheidten wenig gibt, weil dieser im Stande ist, selber für sich zu sorgen. So ist der Christ zufrieden mit dem Teil, das ihm zufällt, er sieht sich gleichsam als den Verwalter desselben an, er ist fest überzeugt, daß er über die Verwendung desselben eines Tages Gott Rechenschaft ablegen muß. Besitzt er viel, so freut er sich, seinen Überfluß nach dem Willen Gottes und der Weisung Christi verwenden zu dürfen; ihm ist geben seliger als nehmen, er fühlt es von Herzen, welch' ein Glück es ist, andere glücklich zu machen. Er kennt den Liebeskommunismus, wie er einst unter den ersten Christen zu Jerusalem bestand, aber den die Menschheit verkümmernden, atomisierenden Zwangskommunismus weist er als verderblich von sich. Nachdem er seinen Besitz nach der Absicht Gottes gewissenhaft verwaltet, denselben zu seiner und seiner Mitmenschen Wohlfahrt verwendet hat, gibt er ihn nach der

kurzen Lebenszeit ohne Bedauern in andere Hände. Er weiß, daß die äußern Dinge sein Eigentum im eigentlichsten Sinne des Wortes ja doch nicht sind, sondern daß nur das unser richtiges, wahres Eigentum wird, was unser Geist sich angeeignet hat. Was der Mensch innerlich besitzt, nimmt ihm kein Dieb und kein Kommunist, auch der Tod nicht, es ist ein ewiges Gut, für immer dem Geiste einverleibt. Reich an Geist und im Geist zu sein, dünkt dem Christen besser als aller Reichtum an Gold und Silber und ist deswegen auch das Hauptziel seiner Arbeit, seines Strebens. Er verachtet deswegen die Güter der Welt nicht, er weiß ja, wie die Not drückt, er würdigt aber auch die sittlichen Gefahren des Reichtums, ihm scheint jener Zustand der beste, der unserer innern Entwicklung zuträglichste, wenn der Mensch dem Mittelstande angehört, wenn er sein bescheidenes Einkommen hat, welches ihn von Nahrungssorgen bewahrt und ihm die ihren Anlagen entsprechende Erziehung seiner Kinder ermöglicht. Aber er ist kein solcher Thor, daß er das wahre, rechte Menschenglück in vergänglichen, äußern Dingen sucht, daß er dasselbe von dem größern oder kleinern Quantum Gold, welches er errafft, abhängig macht, er baut das Glück in seine Brust, er baut es auf eine bleibende Grundlage, er sucht es in Gütern von ewiger Natur, er sammelt Schätze von Wissen und Weisheit, er strebt nach Reichtum an Tugend und Herzensgüte, an Glaube, Liebe und Hoffnung! Er versteht es, auch glücklich zu sein bei äußerm Unglück, er ist geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung, und diese macht ihm auch das Sterben leicht, weil für ihn die Zeit wahren, ungetrübten Glückes erst nach dem Tode anbricht.

So ist es erst der Christenglaube, der das ganze Menschenleben in das rechte Licht rückt, und die christliche Liebe, welche die rechte Lebensgemeinschaft unter den Menschen herstellt; Mangel und Überfluß, Geben und Nehmen sollen das richtige Verhältnis, den wahren Zusammenschluß der Menschheit bewirken. Der Materialist wird solche Anschauung als „Schwärmerei“ höhnisch belächeln, er mag sie als „Phrase“ verächtlich abthun, den Christen läßt ein solches Urteil völlig gleichgiltig. Wer die edelste Anschauung hat, das bleibt ja doch nicht verborgen, und die reinsten und höchsten Ideen behalten hier wie überall zuletzt die Oberhand.